

Zum Tage Immer rebellisch

Von Ralf Sziegieleit

Ich habe sicher nicht zur Avantgarde der Welt gehört, aber in einem gewissen Geschichtsraum war ich immer rebellisch und habe nicht das gemacht, was man von mir erwartete.“ Das sagt ein Mann, der in der Kunst der DDR eine bemerkenswerte Doppelrolle spielte – als Filmemacher namens Jürgen Böttcher und als Maler unter dem Namen Strawalwe. Den Künstlernamen wählte er nach dem Ort, in dem er prägende Jugendjahre verbrachte: Strahwalde (mit h) östlich von Dresden. Jetzt ist er 80 Jahre alt und wird im Lindenau-Museum im thüringischen Altenburg mit einer umfangreichen Retrospektive gewürdigt; auch ein dickes Buch ist erschienen (Verlag für moderne Kunst, 248 Seiten, 38 Euro). Böttcher alias Strawalwe, 1931 geboren, war schon mit 14 Jahren als Zeichner gefragt: Für Kartoffeln und Sirup stellte er Porträts nach Passbildern von Gefallenen her. Nach einem Kunststudium in Dresden und ersten Verrissen anlässlich einer Ausstellung („Primitivismus“) erkannte er, dass er „das, was der neue Staat von einem forderte, nicht würde malen können“. Deshalb ging er nach Babelsberg, um Filmregie zu studieren. Aber auch in diesem Metier eckte er an; schon seinem ersten Dokumentarfilm – er hieß „Drei von vielen“ – wurde die Freigabe verweigert. Es folgte ein heftiges Auf und Ab zwischen Parteiverfahren und Nationalpreis. Als es mit der DDR vorbei war, widmete sich der „Genieböttcher“ wieder entschiedener der Malerei, wobei er Gegenständlichkeit und Ungegenständlichkeit nicht als Gegensätze verstand, sondern als Elemente, über die der Künstler frei verfügen kann. In der Malerei, erklärte Strawalwe, könne man viel weiter gehen als im Film, weil hier alles Form sei: „Selbst wenn ich die Farbe quasi nur hinkotzte und das zur Form erkläre, dann ist das eben so.“ Seit 1990 war seine „Malerei aus Leidenschaft“ in zahlreichen Ausstellungen zu sehen. Als Filmemacher wurde Böttcher unter anderem 1990 mit dem Europäischen Filmpreis, 1992 mit dem Bundesfilmpreis und 2006 mit der Berlinale-Kamera für sein Lebenswerk geehrt.



Strawalde: Selbstbildnis von 1951

Bewerbung für die Jugend-Kunstriennale

Hof – Jugendliche von 14 bis 25 Jahren können sich mit Kunstwerken für die Ausstellung zur Jugend-Kunstriennale des Sächsisch-Bayerischen Städteverbandes bewerben; sie findet heuer in Chemnitz vom 15. September bis zum 28. Oktober statt. Interessenten können jeweils bis zu zwei Arbeiten in Hof oder Bayreuth, Plauen, Zwickau oder Chemnitz einreichen. Abgabe in Hof ist vom 27. bis zum 29. Juni im Kulturamt, dann in der Freiheitshalle.

Die Ausstellung wurde 1998 ins Leben gerufen. Peter Nürmberger, Kulturamtsleiter in Hof, wies darauf hin, „dass einem immer wieder Künstler begegnen, an die man sich deshalb erinnert, weil sie in den vergangenen Jahren Teilnehmer oder sogar Preisträger dieser Veranstaltungen waren“. Zur Schau erscheint immer ein Katalog mit allen ausgestellten Arbeiten.

In der Jury, die aus den eingereichten Arbeiten die Exponate für die Ausstellung auswählt, vertritt der Kulturjournalist Ralf Sziegieleit die Hofer Seite. Über Einzelheiten zu Anmeldung, Bewerbung und dergleichen informiert ein Informationsblatt (erhältlich beim Kulturamt Hof, Telefon 09281/8152101).



Peter Nürmberger

Ewige und ernste Dinge



Arn Goerke aus Hof leitete am Sonntagabend die Symphoniker, die Solisten und den Philharmonischen Chor Bayreuth.

Foto: Peter Kolb

Mit einer romantischen Oratorienrarität macht der Philharmonische Chor in Bayreuth bekannt: Nach Max Bruchs Vertonung von Schillers „Glocke“ bejubelt das Publikum stehend die Sänger, die Hofer Symphoniker und Dirigent Arn Goerke.

Von Michael Thumser

Bayreuth – Viel blieb nicht übrig von dem Gedicht, das einmal in aller Munde war. Friedrich Schillers „Glocke“, einst von den Oberschülern der Nation aufwendig memoriert und auswendig hergesagt, erhielt sich im kollektiven Gedächtnis allenfalls durch eine Reihe geschraubter Zitate: „Alles rennet, rettet, flüchtet“, „Wehe, wenn sie losgelassen“, „Da werden Weiber zu Hyänen“... Ist wirklich nicht mehr dran an dem gefürchteten Endlosstück deutscher Gedankenlyrik? Immerhin: Zugrunde liegt ihm die sinnreiche Idee, über das Auf und Ab menschlichen Lebens zwischen Wiege und Grab durch den Vergleich mit dem Guss einer Kirchenglocke nachzusinnen. Auch dass sie zur „Concordia“, Eintracht“, und zum Frieden aufruft, bleibt verdienstvoll. Kurios indes, wenn nicht gar kitschig mutet die

teils heileweltliche, teils himmelselige Diktion des Klassikers an, seine biederbürgerliche, ja reaktionäre gesellschaftliche Haltung. Was also könnte heute noch dran sein?

Dran hängt ein bedeutendes, wenn auch fast vergessenes Stück Chorsymphonik der Romantik, und das erwies sich der eindrucksvollen Wiedererweckung wert, mit der es der Philharmonische Chor in Bayreuth am Sonntag würdigte. Max Bruch – ausschließlich populär als Schöpfer seines weltberühmten ersten Violinkonzerts – verehrte Schiller so gläubig, dass er sein 1878 vollendetes Oratorium „Das Lied von der Glocke“ dem längst toten Dichter dedizierte. „Vivos voco“, Ich rufe die Lebenden: Der Chor stimmt das Motto in erlauchtem Latein an, und die Hofer Symphoniker untermauern die erhabenen Worte mit vollem Werk – so bleibt gleich zu Beginn kein Zweifel: Hier bereitet Großes, auch Gran-

„Rein und voll die Stimme schalle.“

Friedrich Schiller, „Das Lied von der Glocke“

Ein regionales Schulprojekt

„Da das Gedicht Schillers nicht mehr auf den Lehrplänen der weiterführenden Schulen in Bayern steht, war es eine Idee des Dirigenten Arn Goerke, das Werk in seiner besonderen musikalischen Form Max Bruchs als Schulprojekt den Schülern der Bayreuther, Kulmbacher und Hofer

diösen sich vor, „ewige und ernste Dinge“ gilt es zu verhandeln.

„Die Massen sind im Fluss.“ Entschlossen gibt sich das stattliche besetzte Orchester dem Ausdrucks-, Farben-, Melodienreichtum, der füllig strömenden Harmonik hin. Dazu zelebriert der Chor, der größte seiner Art in Oberfranken, das Pathos der „allgemeinmenschlichen“ Reflexionen, den Schiller-Vers befolgend: „Rein und voll die Stimme schalle.“ Mögen ihn in stilleren Partien hier und da Spannungsschwankungen bedrohen – in den heftigen gelangt er geschicklich zu Wucht und Größe. Gehoben und überglänzt von der kernfesten Stimme des 30-jährigen Tenors Thomas Blondell, mischt sich das charakterische Solistenquartett in die vokale Flut, oder die Protagonisten treten mit hochemotionalen Aktionen daraus hervor: der als Erzähler fungierende Stefan Adam, die helle Sopranistin Angelina Ruzzafante, etwas

Gymnasien näher zu bringen. Die Resonanz war groß. Viele Schüler besuchten mit ihren Lehrern Proben des Chors oder eine Orchesterprobe der Symphoniker in Hof. Am Konzertabend sind sie bei freiem Eintritt in der Bayreuther Stadthalle anwesend.“ Aus dem Programmheft

statisch, dafür Zdravka Ambric mit umso stärker schwingendem Alt. In mehreren Quartettsätzen finden sie aufs innigste zusammen: Dann „schwelgt das Herz in Seligkeit“.

Schwungvoll mitteilend in den Gesten, im Engagement mitreißend steht Arn Goerke, Musikdirektor des Theaters Hof und zugleich Leiter des Philharmonischen Chors, vor den Ensembles. Durch ihn werden „in feurigem Bewegungen alle Kräfte kund“ – so unmissverständlich, dass nach dem gloriosen Schluss das Publikum in der Stadthalle, Bravo rufend, anhaltend stehend applaudiert.

Den Zuhörern vermittelt Goerke einen Abend, an dem sich das fragwürdige Poem und seine affirmative Vertonung noch einmal gültig ergänzen dürfen. Irgendwo zwischen Mendelssohns „Elias“, Wagners „Meistersingern“ und Mahlers „Symphonie der Tausend“ siedelt der Dirigent Gehalt und Gestus des Oratoriums an, das die Glocke – das Gedicht wie die metallene Ruferin zur Eintracht – als dröhnende „Nachbarin des Donners“ wie als „Stimme von oben“ tönen macht. Im apothetischen Ende erobert er „das Reich des Klanges“ mit dem Ziel der Überwältigung, „ewig und ernst“.

Dass der Komponist zuvor eine Friedensvision christfestlich mit „Stille Nacht“-Reminiszenzen verbrämt hat, sieht ihm der Hörer, insgesamt erschüttert und begeistert, gerne nach. Ein bisschen Kitsch gehört zu solcher Kunst dazu.

Auf der Bühne der Wirklichkeit

Von Ralf Sziegieleit

Er sei „einer der besten und besten Reporter der deutschen Sprache“, sagt Jakob Augstein, Verleger der Wochenzeitung *Der Freitag*, über den Journalisten Helmut Schödel. Der wurde in Hof geboren, im Jahr 1950, und hat seine Laufbahn, recht unauffällig, in der Lokalredaktion der *Frankenpost* begonnen. Ich erinnere mich, dass er mich eines Nachmittags – eine Ewigkeit ist es her – aufsuchte, um mich für einen Artikel zu interviewen, der in der Zeitschrift *Theater heute* erscheinen sollte. Dabei erzählte er mir, dass er auf dem Sprung sei, ein „Großkritiker“ zu werden. Das erstaunte mich sehr, aber der Sprung fand statt und gelang. Von 1976 an schrieb Schödel 20 Jahre lang fürs Feuilleton der Wochenzeitung *Die Zeit* und brachte dort immer wieder auch Hofer Geschichten unter; in einer davon berichtete er über eine Amateurtheater-Aufführung, die ihm den Eindruck vermittelte, Schnitzler werde hier als Komparativ von Schnitzel verstanden. Später war Schödel Dramaturg, Dozent, in Salzburg Professor sogar, und Regie führte er auch. Seit 1999

schreibt er regelmäßig für die *Süddeutsche Zeitung*, außerdem für den *Freitag*. 22 Texte für beide Blätter, dazu ein Originalbeitrag, sind jetzt in einem Buch gesammelt, das den Titel „Der Wind ist ein Wiener“ und den Untertitel „Reportagen für morgen“ trägt. Jakob Augstein hat das Vorwort geschrieben, in dem er mitteilt, Schödel habe sich vom Theater ab und der Wirklichkeit zugewandt, denn „die Wirklichkeit ist die bessere Bühne“.

Auf dieser Bühne agieren, unter anderem, in dem Buch: Helmut Berger alias die „Witwe Viscontis“, dem man sein exzessives Leben ansieht; Manfred Deix, der gegen die „verlorenen Kunstschickria“ wettet; eine Frau Schubsi, die mit 78 immer noch ihrem sogenannten horizontalen Gewerbe nachgeht (früher kam der Pfarrer von der Kirche ums Eck wöchentlich nach der Messe zu ihr); Peter Kern, für den Schödel im vergan-

genen Herbst die Laudatio hielt, als die Stadt Hof den Wiener mit ihrem Filmpreis ehrte; eine Hundetherapeutin, die mit einem Opern-Intendanten verheiratet ist und die Gefühle für ihren Mann mit der „Verbundenheit zwischen Menschen und Hunden“ vergleicht. Ein Veterinär, der am Elend des durch Europa gekarrten Schlachtviehs verdient („Gloria sehen und sterben“), wird porträtiert als Beispiel für die „neue Zeit“, die „einen Krieg gegen die Schwächeren und alles Kreatürliche“ führt, und als Gegenstück ein Mann, der geschundenen Tieren ein „Happy-End-Island“ gegeben hat.

Tatsächlich sind es besondere Geschichten, die hier erzählt werden. Komisch sind sie und traurig, etwas ganz anderes als die Homestories, die in den Boulevardmedien verbreitet werden. Sie sind gut erzählt, und sie taugen dazu, unseren Blick auf die

Wirklichkeit zu erweitern und zu schärfen. Für Leser in Hochfranken kommt manch Heimatliches, Vertrautes hinzu, etwa in Gestalt von „Dr. Franz, den alle liebevoll den Nerven-Franz nennen“, oder in Örtlichkeiten wie Fattigsmühle und in Höhen des Frankenwalds. Zwei ganze Geschichten spielen sogar in Hof und um Hof herum. Die eine ist einer Uschi gewidmet, deren Heimat die alten Hofer Wirtshäuser sind. Schödel würdigt sie und Ulli, einen Gastwirt, als „zwei Wahrhaftige mitten im Großen Beschiss“. In der zweiten geht es um „Herrn und Frau Schmidt“, die „mit Jean Paul durchs Leben reisen“ und dem Dichter in Joditz ein Museum eingerichtet haben, einen „lebendigen und geselligen Platz“. Die Geschichte über sie hat Schödel mit der Überschrift „Eine Tendenz zum Kauz“ versehen. Der fränkische Mensch, heißt es im Text, habe diese Tendenz. Helmut Schödel hat sie sehr ausgeprägt auch. Wie sonst hätte er ein „Besonderster“ werden können.

Helmut Schödel: *Der Wind ist ein Wiener*. Mürby-Salzmann-Verlag, 176 Seiten, gebunden, 19 Euro.

Kulturnotizen

Grass mit Herzproblemen in Hamburger Klinik

Hamburg – Literaturnobelpreisträger Günter Grass ist mit Herzproblemen in die Hamburger Klinik St. Georg gebracht worden. Der 84-jährige Grass hatte vor zwei Wochen mit einem umstrittenen Israel-Gedicht international Empörung ausgelöst. Der Literaturnobelpreisträger hatte in seinem Gedicht „Was gesagt werden muss“ geschrieben, dass die Atommacht Israel den Weltfrieden bedrohe und das iranische Volk mit einem Erstschlag auslöschen könne.

Christine Reifenberger zeigt Kunst im Schloss

Neudrossenfeld – Die Neudrossenfelder Reihe „Kunst im Schloss“ geht am Donnerstag weiter. Um 19.30 Uhr wird im Bellevue eine Ausstellung mit Aquarellen von Christine Reifenberger eröffnet. Die Schau findet in Zusammenarbeit mit „focus-europa“ statt.

Orthodoxe Gesänge in St. Marien

Hof – Seit drei Jahren ist das „Angelicus-Ensemble“ mit überwiegend christlich-orthodoxen Liedern unterwegs. Am morgigen Mittwoch machen die sechs professionellen Sänger aus der bulgarischen Hauptstadt Sofia unter der Leitung von Svetlosar Gagalov mit ihrer eigentümlichen und eindringlichen Tonkunst in Hof Station. Ihr Konzert in der St. Marienkirche beginnt um 19.30 Uhr. Auf dem Programm stehen anonyme mittelalterliche Gesänge ebenso wie Sätze von Tschai-kowski oder Rachmaninow.

Kaiserin Sissi erobert die Bayreuther Bühne

Bayreuth – Keine Persönlichkeit aus Österreich, nicht einmal Mozart oder Johann Strauß, hat die Welt so beschäftigt wie Sissi, die Kaiserin Elisabeth. Als Musical kommt die Geschichte der unglücklichen Monarchin nun nach Bayreuth: Dort geht



Kaiserliebe: Sissi und ihr Franzl. Foto: PR

„Sissi“ am Donnerstag ab 20 Uhr über die Bühne der Stadthalle. Die Musik schuf George Amade in Anlehnung an die Tonkunst Österreichs zur Zeit der Kaiserin. Die Veranstalter versprechen eine „grandiose Bühnenausstattung und erstklassige Darsteller“.

Intelligenztest auf der Opernbühne

Schwetzingen – Die Schwetzingen SWR-Festspiele feiern ihr 60-jähriges Bestehen. Zum Auftakt wird am 27. April die Oper „IQ“ des Komponisten Enno Poppe uraufgeführt. Das Stück hat ein ungewöhnliches Thema: Es geht um Intelligenz und wie man sie testet. „Am Ende steht eine Zahl, nach der Menschen bewertet und oft abgewertet werden“, erläutert Poppe die außergewöhnliche Opernhandlung. „IQ“ ist in acht Akte eingeteilt. Die ersten fünf stellen Testsituationen dar: Auf der einen Seite sitzen die Tester, auf der anderen die eingeschüchterten Probanden. Was als Standardsituation mit vorgegebenen Fragen beginnt, läuft bald aus dem Ruder.

Das Battleship kämpft sich auf Platz eins

Hamburg – Die Erde erzittert in wilden Schlächten, denn Aliens attackieren die Welt: Der Marinethriller „Battleship“ in der Regie von Peter Berg hat sich auf Anhieb an die Spitze der CinemaX-Kinocharts gesetzt. „Die Tribute von Panem – Hunger Games“ rutschte vom ersten auf den dritten Rang. Position zwei hält „Türkisch für Anfänger“. Vierter ist „Titanic“ in der 3D-Version. Auf Platz fünf hält sich weiter die französische Sozialkomödie „Ziemlich beste Freunde“.